

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen

Für Antonia

ANDREA VON TREUENFELD

IN DEUTSCHLAND EINE JÜDIN,
EINE JECKETE IN ISRAEL

GEFLOHENE FRAUEN ERZÄHLEN IHR LEBEN

GÜTERSLOHER VERLAGSHAUS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Pure* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Quellennachweis: Seite 11 und 207, aus: Hanna Blitzer: Staub und Sterne, J.G. Bläschke Verlag, 1982.
Die Städtehistorien zu den Geburtsorten sind dem »Lexikon der jüdischen Gemeinden im deutschen Sprachraum« von Klaus-Dieter Aliche, Bd. 1-3, © Gütersloher Verlagshaus, Verlagsgruppe Random House GmbH, Gütersloh 2008, entnommen.

Bildnachweis: Seite 30 (Breslau): © ullstein bild – Haeckel; Seite 46 (Dortmund), 47 (Dortmund), 115 (Frankfurt a.M.): © Bildarchiv Pisarek/akg-images; Seite 114 (Frankfurt), 195 (Berlin): © ullstein bild; Seite 81 (Köln): © ullstein bild – Roger Violett; Seite 169 (Saarbrücken): © Joachim Hahn/Sammlung Hahn; Seite 183 (Glogau): © ullstein bild – Archiv Gerstenberg; alle übrigen Fotos: © Privat.

1. Auflage

Copyright © 2011 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh, in der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlagfotos: Porträts und Gruppenfotos: © Privat; Hintergrund oben: © Freesurf – Fotolia.com;
Judenstern: © António Duarte – Fotolia.com; Brief mit Foto Mitte: © Andreja Donko – Fotolia.com
Druck und Einband: Těšínská tiskárna, a.s., Český Těšín
Printed in Czech Republic
ISBN 978-3-579-06685-1

www.gtvh.de

INHALT

VORWORT	7
EINFÜHRUNG	8
ALS UNSERE ZEIT KAM	11
LORE WOLF Brieg · Tel Aviv	12
DR. ELLY FREUND Breslau · Bat Yam	24
SARA SINGER Dortmund · Ramat Gan	44
AHUVA SALANT Egelsbach · Jerusalem	54
CHAJA FLORENTIN Berlin · Tel Aviv	64
SHULA COHEN Köln · Rishon Le Ziyon	76
HERTA PROTER Hadamar · Qiryat Motzkin	86
CARY KLOETZEL Berlin · Jerusalem	94
HILDE HOFFMANN Frankfurt · Ramat Aviv	110
MIRIAM BETTELHEIM Duisburg · Haifa	126
ESTHER HERLITZ Berlin · Tel Aviv	142
SHOSHANNA FRIEDLÄNDER Witzenhausen · Beit Yitzhak	156
ODA KISSINGER Saarbrücken · Tel Aviv	166
ESTER GOLAN Glogau · Jerusalem	180
ALIZA FALK Berlin · Haifa	190
HANNA BLITZER Beuthen · Tel Baruch	204
ZEUGNIS MEINER ZEIT	207
HISTORIE Deutschland · Palästina/Israel im 20. Jahrhundert	208
GLOSSAR	218

VORWORT

Es war ein Brief aus Ashkelon, in dem mir ein Ehepaar schrieb, dass es keine einzige »Wer wird Millionär?«-Sendung versäumt. Sie hätten »beide den Holocaust überwunden« – und erwähnten dabei nicht, unter welchen Umständen sie die Konzentrationslager Theresienstadt und Auschwitz überlebt hatten, während ihre Verwandten und Freunde dort ermordet wurden.

Dann kamen immer mehr Zuschriften aus Israel und ich erfuhr, dass sich zum Beispiel in Tel Aviv sechs Damen nach jeder Sendung im Café Mersand treffen, um noch einmal jede einzelne Frage aus dem Quiz durchzugehen.

Diesen Frauen ist gerade noch rechtzeitig die Flucht aus Deutschland gelungen. Sie haben noch immer den Berliner- oder auch den Ruhrpott-Dialekt – und Fragen selbst jenseits von 32.000 Euro sind für sie oft ein Kinderspiel. Ich habe diese Damen vor einiger Zeit besucht. Chaja Florentin ist eine von ihnen, die in diesem Buch zu Wort kommt. Nirgendwo im Ausland habe ich es erlebt, dass sich auf der Straße Damen nach mir umdrehen. In Israel sind es nicht wenige gewesen und keine ist unter 80 Jahre alt. Sie sprechen mich verwundert auf Deutsch an und sie erzählen. Von Deutschland, von der Gewalt, die ihnen angetan wurde, von ihrer Flucht, von ihrem Leben als Jeckes in Israel. Und viele haben sich erst spät entschlossen, darüber zu sprechen. Noch immer fließen Tränen, wenn sie sich an das erinnern, was oft über 70 Jahre her und doch noch immer gegenwärtig ist.

Manchmal spürt man in ihren Schilderungen die Sehnsucht nach der deutschen Kultur, an die sie und ihre Eltern so lange geglaubt haben, ehe sie Opfer deutscher Barbarei wurden.

Es sind nur noch wenige, die Zeugnis geben können. Mögen sie noch lange leben und auch mithilfe dieses Buches die Erinnerung an das schrecklichste Kapitel unserer Geschichte aufrechterhalten.

Günther Jauch

EINFÜHRUNG

Ende der 1970er-Jahre in einem Kibbuz in der Nähe von Haifa begleitete ich Simba bei der Nachtwache, besuchte Shlomo in seinem Kakteengarten, arbeitete mit Chaim in der Küche. Sie waren reserviert anfangs, und erst als wir uns ein wenig besser kannten, erzählten sie. Von dem für mich so fremden Alltag in dieser Gemeinschaft und von dem mühsamen Aufbau des Landes, das jünger war als sie selbst. Über ihre Vergangenheit in Deutschland sprachen sie nicht.

Und natürlich fragte ich nicht. Es gab eine feine Grenze, die ich – 30, 40 Jahre danach – noch nicht überschreiten konnte. Aber diese erste vorsichtige Berührung mit der jüdischen Geschichte, hinter der so viel Erlebtes und Erlittenes verborgen blieb, bewirkte zweierlei: Erstens verfiel ich der Faszination dieses komplizierten Landes und zweitens beschäftigten mich bei allen Israelreisen, die diesem ersten Kibbuzaufenthalt folgten, immer die Fragen: Wie war es, die Schule, die Freunde und manchmal auch die Eltern und Geschwister verlassen zu müssen? Wie war es, legal per Schiff oder illegal auf dem Landweg, in ein neues Leben aufzubrechen, in dem absolut nichts mehr so war wie zuvor? Wie war es, sich in dem Unbekannten einzurichten, Familien zu gründen und wachsen zu sehen – während das Unfassbare des Holocausts erst langsam bekannt wurde und damit auch die Verluste in der eigenen Verwandtschaft?

»Hundert Jahre könnte man füllen mit Geschichten. Aber die Geschichten gehen verloren, weil wir nicht reden können. Ein ganz großes Schweigen, von meiner Generation zur nächsten«, sagt Dr. Elly Freund.

Die Kinderärztin aus Breslau ist eine jener 16 Frauen, die ich schließlich dann doch, im Sommer 2009, gebeten habe, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen, um sie mithilfe dieses Buches zu bewahren. Warum es ausschließlich Frauen sind, die hier zu Wort kommen? Weil in der Literatur, die inzwischen erschienen ist über deutsche Juden, die in den 1930er-Jahren aus Deutschland flohen, um nach wenigen Wochen oder auch nach jahrelangen Umwegen in Palästina anzukommen, die Erinnerungen von Frauen nur marginal Erwähnung finden.

Obwohl es gerade die Mädchen und jungen Frauen waren, deren Leben sich durch die Repressalien des Hitler-Regimes, der daraus resultierenden Flucht und dem Neubeginn in einem Wüstenland um ein nicht vorstellbares Maß veränderte. Aus den behüteten Töchtern des deutschen Bürgertums wurden Verkäuferinnen und Putzfrauen, die gezwungen waren, die arbeitslosen Eltern zu ernähren oder die Ausbildung der Brüder zu finanzieren. Und statt

zur Schule oder zur Universität gingen sie zum Militär oder in Untergrundorganisationen, um auf unterschiedliche Weise für das Land zu kämpfen.

Für das Land, dessen Bevölkerung erst einmal ablehnend auf sie reagierte. Denn diese Frauen gehörten zu den 50.000 bis 60.000 deutschen Immigranten, die die verhasste Sprache der nationalsozialistischen Mörder mitbrachten und keine für den Aufbau des Staates so wichtige landwirtschaftliche Ausbildung hatten. Sie waren anders, unterschieden sich von den Alteingesessenen durch ihre extreme Höflichkeit, auffällige Korrektheit und angebliche Überheblichkeit.

Jeckes nannte man sie, und heute kennt niemand mehr die etymologische Bedeutung des Wortes. Die eine Theorie besagt, dass sich Jecke von Jacke oder Jackett ableitet. Da die ehemals vorwiegend gut situierten Neueinwanderer Wert auf elegante Kleidung legten, trugen sie auch noch bei den niedersten körperlichen Tätigkeiten Jacken, wie sie sie selbstverständlich auch in Deutschland getragen hatten – als Kennzeichen der Assimilation an westeuropäische Gepflogenheiten und als Abgrenzung zu dem für das osteuropäische und orthodoxe Judentum typischen Kaftan. Ein anderer Deutungsversuch besagt, dass Jecke das Akronym für ›Jehudi Kasche Chavana‹ ist, was so viel bedeutet wie ›begriffsstutziger Jude‹.

Sie wurden verspottet und auch verachtet, weil ihre Einwanderung nur in den seltensten Fällen zionistisch motiviert war. So wie sie zuletzt in Deutschland als Jude ausgegrenzt worden waren, so wurden sie nun in Palästina als Jecke oder Jeckete beschimpft. Und statt sich zu integrieren, pflegten sie weiterhin ihre Wertvorstellungen und Gewohnheiten und bildeten die einzige Subkultur, die im Schmelztiegel Palästina (aus dem mit seiner Staatsgründung 1948 Israel wurde) ihre Identität über einen langen Zeitraum beibehielt. Dennoch – oder deshalb – prägten die Jeckes, dank ihrer charakteristischen Eigenschaften wie Disziplin, Pünktlichkeit und Ehrlichkeit, das Land wie keine andere Einwanderungsgruppe.

Sie waren es, die den 2003 zum Weltkulturerbe erklärten Bauhaus-Stil nach Tel Aviv brachten und dort auch die Börse und den Diamantmarkt gründeten. Sie bauten das Palestine Symphony Orchestra (heute Jerusalem Symphony Orchestra) und Verlage auf, schufen prosperierende Industriezweige, modernisierten das Verwaltungs- und das Gerichtswesen und engagierten sich in Politik, Diplomatie und Wissenschaft. Letzteres führte sogar zu einer zeitweiligen Umbenennung der Hebräischen Universität Jerusalem in ›Deutsche Universität‹.

Trotzdem blieb diesen Menschen lange Zeit die Anerkennung für ihre wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Verdienste verwehrt. Inzwischen aber ehrt man ihr Andenken, der ehemalige Spottname ist zu einer Auszeichnung geworden.

»Ich bin eine Jeckete«, sagen heute mit Stolz die in diesem Buch vorgestellten Israelinnen, wenn sie Auskunft geben über ihr Leben, ihr Überleben. Oft war es nur ein Zufall, der darüber entschied, wer noch rechtzeitig aus Deutschland fliehen konnte, wer leben durfte, wer sterben musste.

Bei diesen berührenden Berichten ging es mir nicht um eine exakte chronologische Darstellung der Geschehnisse, sondern um deren subjektive Wahrnehmung. Aus diesem Grund habe ich mich bemüht, während unserer Treffen so wenig wie möglich Einfluss zu nehmen auf den Verlauf des Erzählten, um diese Frauen ihre persönlichen Schwerpunkte setzen zu lassen. So erklärt sich die Tatsache, dass die eine auf ihre Flucht nur kurz eingeht, während die andere detailliert jeden einzelnen Schritt schildert. Oder, dass eine ihre Kindheit in Deutschland mit vielen Worten beschreibt, während eine andere ausgiebig ihren beruflichen Werdegang in Israel wiedergibt.

Um die Authentizität zu erhalten, blieben Wortwahl und Satzstellung dabei weitgehend unverändert – und damit in den meisten Fällen auch das Deutsch der 1930er-Jahre.

Andrea von Treuenfeld

ALS UNSERE ZEIT KAM

Von Hanna Blitzer

Als unsere Zeit zum Tanzen kam
da hub das Massenmorden an.
Das Lächeln gefror uns im Gesicht,
das Bein hob sich zum Tanze nicht.

Wir waren keine Helden,
keine Chronik wollt uns melden.
Wir hatten bloß keine Jugend mehr.
Für andere war es unendlich schwer.

Nun sind wir reif und klug und satt
und haben, was jeder Bürger so hat.
Nur ... die Zeit zum Tändeln, die hatten wir nicht,
zum Tanzen und Scherzen und Fröhlichsein
... und werden sie nie mehr haben.

LORE WOLF

GEBOREN ALS LORE DANZIGER AM 16. JUNI 1922
IN BRIEG (NIEDERSCHLESILIEN), LEBT HEUTE IN TEL AVIV

Sie schrieb zurück, kurz und bündig: »Man hat alle Krankenhäuser und Altersheime nach Auschwitz geschickt. Ihre Schwester hatte das große Glück, im ersten Waggon zu sein, so dass sie nicht wusste, dass sie vergast wird. Am 3. August 1942.«

Mein Vater war im Ersten Weltkrieg Arzt in einem Seuchenzug. Damals hat man die Leute, die Seuchen im Feld bekommen hatten, mit der Eisenbahn zurück in die Heimat geschickt. Und dabei waren Krankenschwestern und Ärzte, für die das lebensgefährlich war. Mein Vater kam zurück als Offizier und ließ sich nieder als praktischer Arzt. Meine Mutter war Kinderärztin, und beide hatten große Praxen. Uns ging es sehr gut.

Wir wohnten im ersten Stock eines Hauses und im zweiten eine Familie mit drei kleinen Mädchen in unserem Alter, meine Schwester ist vier Jahre jünger, mit denen haben wir gespielt. Sie kamen Chanukka zu uns und wir gingen Weihnachten zu ihnen. Es gibt kein Weihnachtslied, das ich nicht kenne. Wir hatten eine phantastische Kindheit. Ich hab sogar noch ein Poesiealbum aus dieser Zeit: »Wer dich lieber hat als ich, der schreibe sich einfach hinter mich.« Wie man mich doch liebte ...

Bis '33, da hat sich das schlagartig geändert. Ich hatte eine beste Freundin, deren Cousine in meine Klasse ging. Die Väter waren Brüder und sie haben sich furchtbar meinetwegen gestritten. Weil der eine seiner Tochter nicht verboten hat, mit mir weiter gute Freundin zu sein, hat der andere ihn beschimpft, ob er verrückt geworden sei, das ginge doch nicht!

Ich hab reiten gelernt damals. Ich war kein großer Reiter, ich war ein kleiner Reiter. Eines Tages kam ich zum Reitstall und da hat man mir gesagt:

»Tut mir leid, ab heute kannst du nicht mehr kommen.«

»Warum nicht?«

»Das Pferd ist arisch!«

Ich hab das überhaupt nicht verstanden, bin heulend nach Hause gegangen.

Die ganze Familie meines Vaters hat in Hindenburg gelebt, in Oberschlesien. Und weil

die Familie immer sehr zusammen gehalten hat, sind wir auch dorthin gezogen, damit sie eventuell zusammen auswandert. Das war im Jahr '33 und bis '39 hat sie es nicht geschafft.

Meine Eltern haben dort praktiziert, ich bin weiter in die Schule gegangen, in die Reitzenstein-Schule. In der Nazi-Zeit gab es dort zwei Abteilungen, eine naturwissenschaftliche und eine, in der man Sprachen lernte. Reichsfrauenschule hieß diese Abteilung, und deshalb gab es auch Unterricht in Babypflege. Da war eine Badewanne und es wurde gezeigt, wie man ein Baby badete. Das Hauptziel einer deutschen Frau war es doch, viele Kinder zu bekommen. Mir haben also schon die Finger gejuckt nach dieser Puppe – aber wir vier Jüdinnen in der Klasse durften sie nicht baden. Weil es eine arische Puppe war.

Aber: An dem Tag, an dem ich ein Telegramm nach Palästina aufgegeben habe, dass man sofort ein Zertifikat für uns schicken muss, stand in der Post eine Lehrerin von mir. Die hat sich an die Mauer gedrückt, ich musste an ihr vorbeigehen, und da hat sie ganz leise gesagt:

»Ich schäme mich!«

Das werd ich auch nie vergessen. Das gab es auch.

Es gab auch Rassenkunde als Unterrichtsfach: wie ein Arier aussieht. Zum Beispiel wurde da erzählt, dass bei allen Juden die Ohrläppchen angewachsen sind. Furchtbare Sachen, von denen wir vorher nicht wussten, dass wir sie haben. Aus Westdeutschland kam dafür ein Lehrer, der gab Rassenkunde bei meinem Cousin. Zu ihm – der Lehrer war fremd, und die Klasse hauptsächlich katholisch – hat er gesagt, er solle mal nach vorn kommen.

Die Klasse hat nicht einen Mucks gesagt, und er ging vor. An seinem Kopf hat der Lehrer festgestellt, dass er den typischen arischen Schädel hat, die Nase, die Ohren, blond, blauäugig – alles wurde an ihm gezeigt. Dann hat der Lehrer gefragt:

»Wie heißt du?«

»Ich bin der Jude Soundso.«

Der Lehrer musste die Schule verlassen.

Noch in Brieg brauchte mein Vater '33 für die Krankenkasse eine Bescheinung, dass er in den Seuchenzügen gearbeitet hatte. Er schrieb dafür an die Oberin des Klosters, dessen Schwestern das bestätigen konnten. Eine von ihnen antwortete am 12. Juni '33:

»Sehr geehrter Herr Doktor! Auch unsere hochehrwürdige Mutter Generaloberin nimmt innigsten Anteil an Ihrer bedrängten Lage und sendet durch mich das gewünschte Schriftstück. Es würde uns zur größten Freude gereichen, könnten wir etwas dazu beitragen, Ihre gefährdete Existenz wieder zu sichern. Verlieren Sie nicht den Mut, Herr Doktor! Ihre op-

fervolle Tätigkeit im Krieg, gerade an den armen verlassenen Soldaten, lässt Gott der Herr nicht unbelohnt und fordert schließlich auch den Gerechtigkeitsinn der Menschen heraus. In diesem Sinne erbitten wir vom Allerhöchsten seinen Segen für Sie und Ihre liebe Familie. Wir bitten Herrn Doktor, uns Ihrer Gemahlin bestens zu empfehlen. Es grüßt in höchster Hochachtung und dankbarer Erinnerung Schwester XY.«

Hat nicht viel geholfen.

Bis zum Jahr '33 war mein Vater Erster Stadtverordneter. Eines Abends war bei uns ein großes Herrenessen. Dabei war auch der Staatsanwalt, daran kann ich mich noch erinnern. Am nächsten Tag war meine Mutter unterwegs, um irgendetwas zu erledigen. Und da ist der Staatsanwalt, der am Abend zuvor lange bei uns war, über die Straße gegangen auf die andere Seite, damit er meine Mutter nicht grüßen musste. Das war das erste Mal, dass sie gesagt hat:

»Raus!«

Aber es hat nichts genützt, mein Vater war noch nicht so weit. Wir hatten ein Kavallerie-Regiment in Brieg, und jedes Jahr wurde die Fahne gewechselt. Er war immer dabei gewesen. Dann war er es nicht mehr. Aber mein Vater hat gesagt:

»Das kann nicht sein. Unsere Familie ist seit so vielen Jahrhunderten da. Wo sollen wir auch hin gehen?«

Er konnte sich nicht vorstellen, was passieren würde. Keiner konnte sich das vorstellen. Nach sechs Wochen sei der Spuk vorbei, hat man gesagt. Und deshalb blieb mein Vater. Er konnte noch arbeiten, aber Christen durfte er dann schon nicht mehr behandeln. Seinen Dokortitel nahm man ihm weg.

Und dann zogen wir ja nach Hindenburg. Man hatte zunehmend jüdische Freunde, die anderen hatten sich schon zurückgezogen. Man konnte nicht mehr zu ihnen nach Hause gehen, wie man das früher gemacht hatte. Jeder war für sich. Aber vergleichsweise ging es uns leider gut, sonst hätte man die Auswanderung energischer betrieben. Die Idee zu gehen, war da. Aber bis man das macht ... Stellen Sie sich vor, Ihre Eltern verlieren alles, sie müssen in ein fremdes Land, sprechen die Sprache nicht, haben nicht genügend Geld und zwei Kinder zu erziehen. Und dazu der Glaube meines Vaters, so gefährlich kann es nicht werden, ich war doch im Krieg, bin Ehrenbürger, uns kann nichts passieren.

Ein Jahr vor dem Abitur musste ich die Schule verlassen. Ich hab zu Hause herum gesessen, und man hat nicht gewusst, was man mit mir machen kann. Ein Onkel war im Kuratorium eines jüdischen Krankenhauses und Altersheims in Mannheim. Dort hat er mir mit viel Protektion eine Stelle als Praktikantin verschafft. Eines Tages erschien plötzlich meine Mutter, sie war 48 Stunden unterwegs gewesen mit der Eisenbahn, und erklärte:

»Das Kind kommt nach Hause!«

»Dann müssen Sie unterschreiben, dass sie keinerlei Ansprüche mehr hat, zurückzukommen. Einen solchen Praktikumsplatz im Krankenhaus gibt man nicht auf!«

»Das ist mir ganz wurst«, hat meine Mutter gesagt. »In Schlesien stehen die Panzer in den Wäldern. Da muss die Familie zusammen sein.«

Alle, die dort in Mannheim waren, aber auch alle, angefangen von den Insassen des Altersheims über die Patienten im Krankenhaus bis zu den Ärzten, Schwestern, Praktikantinnen, sind umgekommen in Gurs, Frankreich. Niemand ist geblieben.

Dann kam '38, die Pogromnacht. Es war an einem Freitagabend. Eine Schwester meines Vaters, ihre Kinder waren schon in Palästina, hat in einer sehr großen Wohnung gewohnt und es war ihr ungemütlich, in der Nacht allein zu sein. Deshalb hab ich manchmal bei ihr geschlafen. In dieser Nacht, zwischen drei und vier, war plötzlich ein furchtbarer Lärm an der Tür. Erst haben wir gedacht, es sind Banditen. Sie haben die Tür, die mit Eisenstangen gesichert war, eingeschlagen und kamen in der Wohnung. Ich bin gleich zum Telefon, aber das hat man mir weggerissen und rausgerissen aus der Wand. Wir hatten noch ein Privattelefon zu meinen Großeltern. Zu dem bin ich gelaufen, aber da hat man mich auch erwischt, ich hab noch eine Ohrfeige bekommen. Dann haben sie befohlen:

»Anziehen!«

Unterdessen war ein großes Getöse in der Wohnung, man hat alles kurz und klein geschlagen. Einer von den Leuten hat mich in das Schlafzimmer meiner Tante gerufen. Ich sah meine Tante – man hatte sie auf den Scherbenhaufen drauf gesetzt. In diesem Schlafzimmer war ein großer Marmorwaschtisch mit zwei Waschbecken und noch einer Ablage in der Mitte. In der Sekunde, als ich durch den Türrahmen wollte zu meiner Tante, hab ich nur so einen Schatten gesehen. Da hat einer von den Männern mit einer Axt den ganzen Marmortisch mit einem Streich runter geschlagen. Gerade so an mir vorbei.

Dann hat man uns abgeführt. Es lag Schnee, und meine Tante und ich kamen in eine Art Pferdestall. Auf dem Weg dahin hat jemand von der anderen Straßenseite gerufen:

»Die Synagoge brennt!«

Aber in dem Moment hat uns das nicht so interessiert. Wir sind in diesem Stall den ganzen Tag geblieben. Unterdessen hat man alle Männer zusammen getrieben. Man hat dafür, auch zum Zerschlagen der Wohnungen, nicht aus derselben Stadt Leute genommen, damit es keine Bekannten sind. Aber der Zufall war, dass einer von diesen Leuten ein Patient meines Vaters war. Und der hat gesagt:

»Der Saujude ist schon längst nicht mehr da, der ist abgehauen.«

Dadurch sind sie nicht in unsere Wohnung rein gegangen und bei meinen Eltern wurde nichts zerstört. Die haben sich natürlich furchtbare Sorgen gemacht, wo ich bin, wo meine Tante ist. Ich sehe es noch vor mir: eine ganze Schlange war da, die unten vor dem Pferdestall gestanden hat. Und da hat irgendjemand mich am Fenster gesehen und meinen Vater auf mich aufmerksam gemacht. Dafür hat der Mann eins über den Kopf bekommen.

Wir Frauen und Kinder wurden nach Haus geschickt, die Männer wurden abgeführt auf den Hof der jüdischen Schule, die neben der Synagoge lag. Man hörte schon von weitem, die Synagoge sollte ganz verbrannt werden. Aber es waren sehr viele Steine, Marmor, und das hat nicht gebrannt. Sie haben sie schließlich detonieren wollen, zunächst hörte man nur unterirdisch die Maschine dafür.

Mein Vater hatte vor lauter Aufregung, dass ich nicht da war, nichts gegessen, bevor er abgeführt wurde. Deshalb wickelte meine Mutter etwas zu essen in eine braune Decke, und die sollte ich meinem Vater bringen. Als ich an den Platz vor der Schule kam, waren dort Hunderte von Menschen. Ich glaube, die ganze Stadt hat da gestanden. Und man hörte immer dieses Geräusch des Motors. Da hab ich die Decke, in der ja das Essen war, genommen

BRIEG / ODER (Schlesien)

Bereits im frühen 14. Jahrhundert hat es in Brieg eine jüdische Gemeinde mit Synagoge und eigenem Friedhof gegeben. Im Zusammenhang mit der »Capistrano-Verfolgung« von 1453 in Breslau – Johannes Capistrano war der päpstliche Legat, der das Pogrom wohl mit Einverständnis des Breslauer Bürgertums initiierte – verloren jedoch auch die in Brieg lebenden Juden alle fürstlichen und städtischen Privilegien. Sie waren gezwungen, die Region zu verlassen und damit endete die mittelalterliche jüdische Geschichte Briegs. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts brannte auch das Synagogengebäude ab. Erst Mitte des 18. Jahrhunderts entstand im Zuge der Duldung jüdischer Händler in der Stadt wieder eine jüdische Gemeinde. Die Behörden stellten sich einer dauerhaften Ansiedlung jüdischer Familien nicht in den Weg, wenn die Stadt davon wirtschaftlich profitierte. So hieß Brieg jüdische Händler mit ganz speziellen Waren wie Altmessing, Weißzeug oder Altkleidern willkommen.

Weil die Gemeinde wuchs und auch Juden aus dem Umland nach Brieg zum Gottesdienst kamen, wurde 1799 an der Langenstraße eine Synagoge gebaut – 1816 hatte Brieg einen eigenen Rabbiner.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wuchs die Zahl der jüdischen Kaufleute. Einige von ihnen brachten es zu erheblichem Vermögen, das sie auch zur Förderung allgemein kultureller und sozialer Belange einsetzten.

1933 lebten in Brieg ca. 250 Juden. Wegen der massiven antisemitischen Propaganda verließen aber immer mehr jüdische Mitbürger ihre Heimatstadt und emigrierten. Während des November-Pogroms mussten noch ca. 150 von ihnen mit ansehen, wie ihr Eigentum zerschlagen und die Inneneinrichtung der Synagoge zerstört wurde. Wem in den nächsten Jahren die Emigration ins Ausland nicht mehr gelang, fiel der Shoah zum Opfer.

Synagogengebäude
um 1935



wie man ein Baby nimmt, und sie vor das Gesicht gehalten, damit man nicht erkennt. Die Leute waren furchtbar freundlich zu mir und haben gesagt:

»Lasst die junge Frau doch auch mal durch. Lasst die junge Frau doch auch mal sehen, wie man die Juden in die Luft sprengt.«

So bin ich immer weiter nach vorn geschoben worden und dann hab ich einen Satz auf die andere Straßenseite gemacht und von dort in die Schule. Da waren natürlich SA-Männer, und einer fragte mich:

»Was willst du hier?«

»Für meinen Vater bringe ich etwas zu essen und die Decke.«

»Bist du verrückt geworden? Hau sofort ab!«

»Nein, die Mutti hat gesagt, ich soll das abgeben. Und dann gebe ich das ab.«

Der ist nicht fertig geworden mit mir, wusste auch nicht, was er machen soll mit so einem jungen Mädels. Schließlich hat er geschrien:

»Eine Decke für den Juden Danziger! Soll sofort runterkommen!«

Mein Vater kam herunter, inzwischen waren die Männer nicht mehr im Hof, sondern im Gebäude, und wollte die Sachen nicht. Der SA-Mann hat ihm gesagt:

»Du nimmst das. Deine Tochter hat dir das gebracht.«

Ich bin schnell zurück, weiß nicht mehr, wie ich nach Hause kam.

Und mein Vater kam nach Buchenwald. Am ersten Tag haben 70 Menschen Selbstmord gemacht, dort in Buchenwald. Nach sechs Wochen hat jemand aus Weimar antelefoniert bei meiner Mutter und gesagt, man solle ihn abholen in Heydebreck, das war ein paar Stationen vor unserer Stadt. Da hat man mich wieder geschickt. Der Zug kam an, fuhr weiter, und der Bahnsteig war leer, niemand war da. Plötzlich hat mir jemand auf die Schulter geklopft, ich dreh mich um – da stand ein Fremder. Es war mein Vater, ich hab ihn nicht wiedererkannt. Es war noch die Anfangszeit der Lager, als er dort war, es gab noch kein Gas. Aber man hat genug gemacht mit ihm. Er war in einem furchtbaren Zustand: ohne Haare, angezogen mit Sachen von anderen Leuten, unrasiert und nicht gewaschen. Ich hab ihm einen Hut gebracht, er wollte nicht ohne Hut nach Hause fahren wegen der Haare, er hatte ja keine mehr. Später bekam meine Mutter eine Rechnung über 50 Mark für seinen Transport nach Hause.

Man hat ihn raus gelassen aus Buchenwald, weil wir ein Zertifikat für Palästina hatten. Aber er musste innerhalb von fünf Wochen weg, denn sonst wäre er wieder zurückgekommen ins Lager, und wir hätten bleiben müssen. Er hatte unterschrieben, das Land zu verlassen und nicht über die Zeit in Buchenwald zu reden. Daran hat er sich gehalten. Damit war die Sache für ihn erledigt. Vielleicht hat er es meiner Mutter mal erzählt, aber auch die hat nie ein Wort darüber erwähnt. Er hat nur einmal gesagt:

»Es war ein Glück, dass ich Arzt war. So durfte ich löffelweise Wasser verteilen.«

Das Zertifikat hatten unsere Verwandten in Palästina für viel Geld gekauft, denn unser Geld war ja beschlagnahmt. Man musste auch eine hohe Reichsfluchtsteuer bezahlen, um auswandern zu können. Man hatte ja sowieso nichts mehr, aber was auf der Bank war oder was man an Hausbesitz hatte, musste man angeben und die Steuer in Bargeld bezahlen. Meine Tante war sehr reich gewesen – aber sie hatte nicht mehr das Geld dafür. Da hat die Familie, die noch da war und noch Geld übrig hatte, ihr etwas dazugegeben, damit sie in bar bezahlen konnte. Da wurden Stöße von Geld gezahlt, denn wenn, Gott behüte, ein halber Schein weniger gewesen wäre, wäre es das Todesurteil für die ganze Familie gewesen.

Im Januar '39 sind wir ausgewandert. Wir sind nach Triest gefahren, und da musste man über Wien. Das erste, was wir dort gesehen haben, war am Bahnhof ein Schild: »Juden unerwünscht«.

Wir kamen in Haifa an, unser Lift kam auch an, und da stand erstmals die ganze Familie. Wir haben in Tel Aviv eine Wohnung genommen, und meine Schwester war am nächsten Tag schon in der Schule. Neben ihr hat ein Kind gesessen, das war auch aus Deutschland. Es waren damals viele Kinder aus Deutschland, und das hat ihr ein bisschen geholfen.

Für meine Eltern war es sehr schwer am Anfang. Bis sie von den Engländern die Erlaubnis bekamen, zu praktizieren, mussten sie fünf Jahre warten. Waren zu viele Ärzte da. Einige haben unter der Hand praktiziert. Mein Vater hätte das nie gemacht, nie im Leben. War zu anständig. Aber meine Eltern waren niemals verbittert. Irgendwann konnten sie wieder arbeiten, aber das war es nicht allein. Man hat das Land geliebt und war froh, dass man da war und dass die Familie da war.

Meine Mutter lernte Ivrit mit Müh und Not. Sie ging einkaufen im Gemüsegeschäft, verlangte etwas auf Ivrit, und der Verkäufer sagte:

»Ach, Sie meinen Kartoffeln.«

Sie wiederholte ihren Satz, und er fragte:

»Sie meinen Orangen?«

Schließlich hat sie auf Deutsch gesagt:

»Wenn Sie mir immer auf Deutsch antworten, wie soll ich dann je Ivrit lernen?«

Daraufhin hat er gesagt:

»Auf der Ben Yehuda spricht man Deutsch.«

Die ganze Gegend, nicht weit vom Strand, nicht weit vom Zentrum, war deutsch. Die

Jeckes blieben unter sich. Die Polen blieben auch unter sich, die Rumänen, die Russen – alle blieben unter sich. Aber am meisten blieben die Jeckes unter sich.

Bei meinen Eltern gegenüber war ein kleines Café, eher ein Kiosk, das wurde geleitet von einem tschechischen Rechtsanwalt, der natürlich keine Ahnung davon hatte. Dort gab es Musik, und man musste die Platten umdrehen, und das machte ein Berliner Rechtsanwalt, der außerdem dort das Geschirr gewaschen hat. Der war hergekommen nur mit einer Zahnbürste. Man hatte ihn angerufen, als er unterwegs war, und hatte ihn gewarnt:

»Komm nicht nach Hause!«

Er kam hierher und hatte nichts. Es gab auch andere, zum Beispiel die Illegalen auf den Schiffen. Sie sprangen vor der Küste von Palästina ins Wasser und dann hat man sie herausgezogen. Es gab ein Schiff, das ist in Tel Aviv bis auf den Strand gekommen und dann da liegen geblieben. Die Passagiere hat man herausgeholt und schnell weggebracht in irgendwelche Wohnungen, damit sie von den Engländern nicht gefunden wurden. Dafür standen hier schon Leute am Strand, die sie mitgenommen haben, die hätten ja sonst gar nicht gewusst, wohin. Zu helfen war selbstverständlich.

Ich bin hier nicht mehr in die Schule gegangen, machte stattdessen einen Schneiderkurs, der nicht sehr gelungen war. Dann hab ich gearbeitet in einem Amt für Neueinwanderer, für die man versuchte Arbeit zu beschaffen. Schon in Deutschland war ich eingeschrieben gewesen für die Jugend-Aliyah. Das hat mein Vater nur ungern erlaubt, er sah mein Verderben vor sich, womöglich würden Jungens dabei sein. Es hat dann endlich hier geklappt, ich kam nach Yerushalayim. Das war viel Landwirtschaft – und ich dafür untauglich. Es war die Gruppe, in der auch Golda Meir und Ben Gurion waren.

Ben Gurion hat übrigens hier nahe der Ben Yehuda in einem kleinen, unscheinbaren Häuschen mit seiner Frau Paula gewohnt. Auch später noch, als er schon Premierminister war. Anfang der 40er-Jahre, während der Lebensmittelknappheit, gab es alles nur auf Punkte, auf Lebensmittelkarten. Man bekam zwei Eier pro Woche, Babys und alte Leute ein Viertel Huhn dazu. An der Ecke war ein großes Lebensmittelgeschäft und da standen die Frauen mit Kinderwagen Schlange und warteten bis sie dran waren. Um Punkt zehn Uhr vormittags kam angerast in einem ganz gewöhnlichen Kittel Paula Ben Gurion, mogelte sich vor bis nach vorne und sagte, sie müsse sofort ihre Bananen kriegen. Wir haben gesagt:

»Anstellen!«

Und sie hat sich angestellt. Wir ließen sie nie vor, aber sie hat es jedes Mal probiert.

Inzwischen hatte ich meinen Mann kennengelernt, der aus Frankfurt kam und zehn Jahre älter ist als ich. Als wir uns verlobten, hat meine Mutter noch durch das Rote Kreuz die Möglichkeit gehabt, das meiner Großmutter mitzuteilen. Sie wollte natürlich wissen, was der

Bräutigam beruflich macht. Und meine Mutter hat sich kreuz und quer überlegt, wie sie ihr sagen soll, dass er ein Autobus-Chauffeur ist. Das hätte sie nicht verstanden, ist die verrückt geworden, hätte sie gedacht. Jedenfalls schrieb meine Mutter dann: ›Autobus-Chauffeur, aber gebildeter Mensch. Er hatte zwei Jahre studiert, bis ihn die Nazis rausschmissen. Dann war er mit seinen Eltern in Paris, wo sie eine Lederwarenfabrikation hatten. Als er her kam, hatte er schon den Autobus-Führerschein und nach einem Monat einen Autobus.

Dann hörten wir nichts mehr aus Deutschland. Nichts mehr von meiner Großmutter mütterlicherseits, nichts mehr von meiner Tante, einer Schwester meiner Mutter. Diese Tante hatte am jüdischen Krankenhaus gearbeitet. Nach dem Krieg gab es die Zeitung Aufbau, in der diese Annonce war: ›Ich bin Krankenschwester und war als Lehrschwester in Breslau am jüdischen Krankenhaus. Wenn jemand etwas hören will, kann ich Auskunft geben. Denn ich habe Auschwitz überlebt.‹ Meine Mutter hat sofort an sie geschrieben. Sie schrieb zurück, kurz und bündig: ›Man hat alle Krankenhäuser und Altersheime nach Auschwitz geschickt. Ihre Schwester hatte das große Glück, im ersten Waggon zu sein, so dass sie nicht wusste, dass sie vergast wird. Am 3. August 1942.‹

Meine Großmutter ist nicht nach Auschwitz gekommen, sie ist Hungers gestorben. In einem ihrer Briefe schrieb sie noch: ›Ich habe mich heute von meinem Cousin verabschiedet, denn er wohnt ziemlich weit entfernt. Wir sind zwei alte Leute und dürfen uns nicht zwischendurch auf eine Bank setzen. Wir können aber nicht mehr so lange stehen. Da werden wir uns wohl nicht mehr wiedersehen.‹

Was, so dachten wir damals noch während des Krieges, als wir aus Deutschland nichts mehr hörten, was sollte meiner Großmutter oder der meines Mannes passieren können? Zwei vornehme alte Damen, die keinem Menschen in der Welt etwas Schlechtes getan haben. Wir haben immer geglaubt, seine Großmutter ist vielleicht in Theresienstadt, das, wie wir heute wissen, auch ganz furchtbar war. Aber sie war in Minsk. Wer hatte schon mal von Minsk gehört? Oder meine Tante – wem hatte sie etwas getan? Oder die Kinder? Eine Million und sechshunderttausend, die deportiert wurden. 98 Prozent der holländischen Juden sind umgekommen und die meisten deutschen. Warum? Sie haben es sich nicht vorstellen können. Und sie waren zu korrekt. Hätte man meinem Vater gesagt, hier ist ein Stückchen Brot, nimm es dir, hätte er gesagt, das ist verboten. Wären sie nicht so korrekt gewesen, wären sie gerissener gewesen ...

Für meine Großeltern väterlicherseits und die Tante, in deren Wohnung ich in der Po-

gromnacht war, haben deren Kinder in Palästina das Zertifikat bekommen. Drei Schwestern meiner Mutter sind von Deutschland nach Shanghai, von da nach Amerika und von dort als alte Frauen wieder zurück nach Deutschland in ein Elternheim. In Neustadt an der Weinstraße sind sie gestorben. Wo hätten sie hin gehen sollen? In Amerika konnten sie nicht bleiben, weil sie keine Aufenthaltsgenehmigung bekommen haben. Also mussten sie zurück nach Deutschland.

Einen Onkel von mir, er war bei IG-Farben Miterfinder eines Produktes, das das Abfärben von Farben verhindert, wollte man nicht raus lassen aus Deutschland und versprach ihm, er könne Schutzjude werden. Das gab's auch und es bedeutete, dass ihm nichts passieren wird, dass er seine Arbeit behält, sein Gehalt regelmäßig bekommt, dass seine Frau und Kinder auch geschützt sind. Es gab viele Juden, die diese Versprechungen geglaubt haben. Die sind alle umgekommen, ist nicht einer von denen gerettet worden.

Mein Onkel hatte sich schon umgesehen in Amerika, wo man ihm große Angebote gemacht hatte. Er war auf dem Weg dorthin bereits in der Schweiz. Am nächsten Tag erschienen die Nazis bei meiner Tante, um ihn zu sprechen.

»Mein Mann ist in Amerika.«

»Er ist nicht in Amerika«, haben sie ihr gesagt.

Sie wussten genau, wo er in der Schweiz war und in welchem Hotel. Sie wussten auch die Telefonnummer, meine Tante musste anläuten.

»Hau ab!«, hat sie ihm irgendwie verdreht sagen können.

Und die Nazis standen daneben. Da ist er weg nach Amerika, und sie konnte mit dem Sohn noch irgendwie nach Shanghai fliehen.

Mein Mann und ich haben geheiratet '42, der erste Sohn kam '44, der zweite '48. Der Staat wurde ausgerufen und ich hatte das Baby und wäre für mein Leben gern raus gelaufen und hätte geschrien und getobt und getanzt. Heute nimmt man ein Baby einfach mit, damals dachte man, kurz nach der Geburt muss es zu Hause bleiben, darf nicht mit Leuten zusammen kommen. Von hier aus aber konnte man nichts sehen, das wird mich mein Leben lang ärgern. Wir saßen vor dem Radio und hörten diese Freude, diesen Jubel. Aber am nächsten Tag begann der Krieg, um das Haus herum sind die Bomben gefallen – genau hier an der Ecke auf einen leeren Bauplatz. An unserem Haus ist noch heute eine Stelle, die ist irreparabel, ein Loch durch einen Granatsplitter. Ich saß mit dem Baby hier im Wohnzimmer, und mein Vater stand mit dem Großen am Balkon. Und in der Sekunde – es war noch gar

kein Alarm – kam die Granate runter. Wir sind raus und haben unten in einer Ein-Zimmer-Wohnung alle über einander gelegen und abgewartet, was sein wird.

Wir haben es nicht immer leicht gehabt. Es war dauernd Krieg. Mein Mann war mit dem britischen Militär in Bagdad, in Damaskus, in Beirut. Zwei Söhne waren in den Kriegen, der ältere bei der Marine, der jüngere bei der Infanterie. Drei Enkel waren in den Kriegen. Am schwersten ist es mit den Enkelkindern im Krieg, weil man nicht mehr die Nerven hat. Als junger Mensch ist man beschäftigt mit den Kindern, mit dem täglichen Leben. Man hat nicht so viel Angst. Wenn heute mein Enkelsohn ein Zeitungsbild bringt – voller Stolz, weil er oben auf einem Panzer steht – und ich nicht begeistert bin, dann kann er das nicht verstehen. Ich bin aber nicht begeistert.

Aber Sie sehen, wir haben alle Kriege vorläufig überstanden. Aber den nächsten werden wir nicht überleben, das ist klar.

Wäre ich in Deutschland geblieben, hätte ich sicher studiert. Höchstwahrscheinlich wäre ich auch Kinderärztin geworden. Aber ich habe Deutschland nie eine Träne nachgeweint, ich war hier immer glücklich und zufrieden. Ich bin hundertprozentig Israelin. Aber jeder merkt, dass ich eine Jeckete bin, jeder Taxifahrer weiß es. Erstens hört man es, und zweitens ist unsere Art anders. Wir sind höflicher, wir sagen »danke« und »bitte«. Wir sind korrekter, gerader und was man schuldig ist, bezahlt man. Ob man kann oder nicht, man dreht sich, bis man es kann. Man kauft nicht unnötig, man ist sparsam. Heute sind alle gepflegt, aber damals waren wir auch gepflegter. Unsere Söhne waren noch sehr jeckisch, ihre Erziehung war deutsch.

Die Bücher in unseren Regalen sind deutsch. Klassiker. Und Englisch. Für mich ist es egal, ob ich Deutsch oder Englisch lese. Hebräisch lese ich mit Mühe, aber reden geht und fernsehen auch. Und wenn wir deutsches Programm sehen, dann Günther Jauch – und wir wissen noch heute die meisten Antworten.

Als ich jedoch das erste Mal in Deutschland war, ich hatte ja noch meine aus Amerika zurückgekehrten Tanten dort, da konnte ich kein Deutsch mehr. Die Worte sind mir nicht eingefallen, nicht Marmelade, nicht Butter, nicht Brot. Es war wie abgehackt, ganz merkwürdig. Ich habe Englisch gesprochen. Ganz allmählich, nach ein, zwei Wochen kamen die Worte zurück.

Inzwischen fahre ich überall hin in Deutschland. Aber ich fahre niemals nach Brieg.